

diskutiert und revidiert; mit ihrer „Erklärung des Südens“ unterstützen seine Vertreter die Kampagne mit eigenen Ideen und Ansichten. Sie halten namentlich dafür, daß die bevorstehende Jahrhundert- und Jahrtausendwende eine günstige Gelegenheit „zur Bewertung des Mißerfolgs der kapitalbestimmten und marktorientierten Entwicklungsrichtlinien“ biete. Auch das schweizerische Manifest klagt darüber, daß sich bei den vorherrschenden, vom Ungleichgewicht der Macht und einer undifferenzierten neo-liberalen Ideologie geprägten Rahmenbedingungen die positiven Seiten einer allgemeinen Globalisierung in ihr Gegenteil verkehrten. Es erklärt aber auch, daß die Länder des Südens auf dem Weg zu einer gerechteren und dauerhaften Entwicklung ihrerseits entscheidende Schritte tun müßten. Mit seinen Thesen, die ausdrücklich nur die Rolle der Schweiz bedenken, fordert das Manifest zunächst die schweizerische Politik auf, „dem Süden außenpolitisch Gewicht zu geben“. Weil mit der weltweiten Liberalisierung der Märkte und der wirtschaftlichen Globalisierung die Bedeutung des Staates abnimmt, jene der Wirtschaft aber wächst, mahnt das Manifest die schweizerische Wirtschaft, ihre gesellschaftliche Verantwortung wahrzunehmen. Als ungebundene dritte Kraft neben Politik und Wirtschaft könnten die Akteure der Zivilgesellschaft gegen wirtschaftliche Marginalisierung, soziale Ausgrenzung, po-

litische Entmündigung und ökologische Zerstörung aktiv antreten; deshalb wird diese Zivilgesellschaft ermuntert, die Machthabenden herauszufordern. Sodann werden die Individuen aufgefordert, die Zukunft mitzugestalten und dabei einen Lebensstil zu wählen, der einer Nachhaltigen Entwicklung entspricht; mit dem Slogan „Gemeinsam Lernen – Gemeinsam Überleben“ wird im Gefolge der Nachhaltigen Entwicklung schließlich ein neuer Gesellschaftsvertrag angesprochen.

### Kontroverse um das katholische Priestertum

Äußerungen des Propräfecten der vatikanischen Kleruskongregation, Erzbischof *Dario Castrillón Hoyos*, bei der Vorstellung des diesjährigen Gründonnerstagsbriefes des Papstes am 21. März (Osservatore Romano, 22.3.97), sind in Frankreich auf erhebliches Mißfallen gestoßen. Der Leiter der Kleruskongregation hatte die Pressekongregation zu kritischen Äußerungen zum herrschenden Selbstverständnis von Priestern genutzt. Er hielt ihnen „Unverständnis oder mangelnde Kenntnis der authentischen dogmatischen Theologie des geweihten Priestertums“ vor und sprach von „Priestern, die in ihrer Art zu denken und sich zu kleiden, laisiert“ seien. Sie hätten eine „eindimensionale und flache Vision“ von ihrem Amt, vergleichbar

der einer „Sozialassistentin“. Eine solche Vision sei nur für diejenigen nützlich, die in Christus nicht den „Erlöser“ sähen, sondern ihn in die „Nische des philanthropischen Pantheons“ stellten. Dem entspreche eine Kirche nach Art einer „Hilfsorganisation“, einer Art internationalem Rotem Kreuz. Ein Priester, der die priesterliche Dimension seines Dienstes ernst nehme, kenne keine „Krise seiner Identität“. Dies gelinge jedoch nur, sofern er nicht „flüchtigen Zeiterscheinungen“ nachgebe, die aus ihm einen „vagen Vertreter von Werten“ machten, über die „allgemeiner Konsens“ herrsche. Der Bischof von Luçon (Vendée), *François Garnier*, Mitglied des Ständigen Rates der Französischen Bischofskonferenz, reagierte in einer Erklärung konsterniert auf diese Äußerungen. Wenn Hoyos dies tatsächlich gesagt habe, sei es „unannehmbar, verletzend und sogar beleidigend“ für die Priester. Aus der Tatsache, daß Priester das „kleine Kreuz“ als Unterscheidungsmerkmal nicht trügen, zu schließen, daß sie authentische Theologie nicht kennen würden, sich als Diener eines „philanthropischen Christus“ verstünden und den „Sinn für das Sakrale“ verloren hätten, sei „unerträglich“. Die „Zeit der Soutanen“ sei auch nicht unbedingt immer die „Zeit der Heiligkeit“ gewesen. „Hier wird allzu leichtfertig ins Horn derjenigen gestoßen, die die Priester zu Unrecht kritisieren, ohne sie wirklich zu kennen.“

## Bücher

RÜDIGER SACHAU. Westliche Reinkarnationsvorstellungen. Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 1996. 339 S. 68,- DM.

Die vorliegende Monographie, eine Marburger Dissertation, geht den verschiedenen westlichen Reinkarnati-

onsvorstellungen nach – von Kübler-Ross über Rudolf Steiner bis Thorwald Dethlefsen und Shirley MacLaine, von der Parapsychologie über Drogen und Okkultismus, Esoterik, Spiritismus bis zu New Age, von der Therapie über die Identitäts- und Sinnsuche bis hin zu kosmischer Gerechtigkeit und Kontin-

genzreduktion. Es wird dabei deutlich, daß es sich bei den westlichen Reinkarnationsvorstellungen nicht um Übernahmen entsprechender Vorstellungen aus östlichen Religionen handelt, sondern um eigenständige Leistungen, die sich der spezifischen religiösen Bedürfnislage westlicher

Menschen verdanken. Der Autor übergeht nicht die bekannten Unterschiede zwischen Reinkarnationsvorstellungen und christlichem Glauben, er verschweigt aber vor allem nicht, daß religiöse Individuen diese Differenz immer weniger erkennen können. Angesichts der Handlungs-Alternative für die christlichen Kirchen von radikaler Ablehnung und radikaler Anpassung plädiert der Autor für die Bereitschaft, sich auf den Markt religiöser Pluralität zu begeben. Das Reinkarnationsthema liest sich in dieser Studie wie das zentrale Beispiel, an dem der Autor die herrschende plurale Wirklichkeit von Religion, Religiosität und Religionen durchbuchstabiert. Reinkarnationsvorstellungen deutet der Autor als Hinweise für die „ungebrochene Bedeutung der Religion, auch in der Moderne“. Die Rezeption des Reinkarnationsgedankens ist für ihn kein Ausdruck von Religionsverlust durch Zweckrationalität, sondern „gerade eine Form der Religion unter den Voraussetzungen der herrschenden Rationalitätsstrukturen“. Allerdings habe sich diese Religion in ihren sozialen Formen gewandelt und könne so aus dem Blickwinkel institutionalisierter Religion als unsichtbar bezeichnet werden. Das Buch führt auf einfühlsame Weise in einen Dialog über Religiöses ein, der ohne falsche Apologetik auskommt, aber auch den unverzichtbaren Unterscheidungsbedarf nicht ignoriert.

K. N.

WERNER SCHÜSSLER, Paul Tillich (Beck'sche Reihe Denker, 540). Verlag C. H. Beck, München 1997. 131 S. 17,80 DM.

Der bedeutende evangelische Theologe Paul Tillich (1886–1965) gehört zu den großen bekannten Unbekannten der neueren Theologiegeschichte. Als Zeitgenosse von Karl Barth und Romano Guardini, dem er mit seinen scharfsinnigen Zeitdiagnosen und seiner Vermittlung von Glaube und Kultur besonders nahesteht, wird er aufgrund seiner maßgeblich philosophisch gearteten Theologie meist nur am

Rande erwähnt. Die vorliegende Einführung in sein Werk könnte diese Lücke vorläufig füllen. Einfühlsam, verständlich und zugleich mit der notwendigen kritischen Distanz stellt sie Leben und Werk Tillichs vor und listet im Anhang die einschlägige Literatur in übersichtlicher Weise auf. Dabei liegt ein deutlicher Akzent der Interpretation auf dem maßgeblich philosophischen Interesse dieses Theologen. Schon früh hat er sich mit Kant und Fichte, in einer philosophischen Dissertation mit Schelling befaßt. Zeitlebens war er um eine „Philosophische Theologie“ bemüht. Als Kritiker des alten und neuen Supranaturalismus propagierte Tillich eine Verbreiterung der Reflexionsbasis der Theologie, die das gesamte Feld der Religion mitumfaßt und so auch die Kultur integriert. Dabei wendet sich sein „Symbolverständnis gegen ein buchstäbliches Verständnis religiöser Dinge“ (64). Die von ihm begründete und befolgte Methode der Korrelation hilft, den Zusammenhang zwischen existentiellen Fragen des Menschseins und den zugehörigen Antworten aus der Offenbarung zu verstehen. Manche Themen in Tillichs Werk kommen in dieser knappen Einführung zu kurz, so etwa die Christologie oder auch die Pneumatologie. Dennoch sind die Grundzüge und maßgeblichen Ansätze gut erfaßt. Willkommene Anstöße zu einer eingehenderen Befassung mit dem noch zu wenig gewürdigten Werk Tillichs ergeben sich aus diesem Büchlein.

A. S.

KLAUS DAVIDOVICZ, Gershom Scholem und Martin Buber – Die Geschichte eines Mißverständnisses. Neukirchener Verlag, Neukirchen 1996. 166 S. 58,- DM.

Wenn man sich angesichts des israelisch-palästinensischen Dauerkonflikts mit diesem Buch beschäftigt, so erhebt sich notgedrungen die Frage, welche Bedeutung die Darstellung der Auseinandersetzung zwischen Buber und Scholem, haben könnte. Beide versuchen als hervorragende Vertreter des Judentums im 20. Jahrhundert das

Rätsel der jüdischen Geschichte, seine immer angefochtene Sonderstellung in der Welt, seine Überlebenskraft und unbeugsame Treue zur Thora in leidvollen Übergängen und Zeitbrüchen zu verstehen. Ziel ihrer Schriften ist eine jüdische Selbstvergewisserung außerhalb seiner „normativen“ Erscheinung in einer gleichsam unterirdischen Gegenbewegung mit religiös-anarchistischen Zügen. Der Verfasser stellt in genauer Werkbezogenheit in drei Hauptkapiteln diese sich in harter Gegensätzlichkeit vollziehende Wiedereinwurzelung des Jüdischen dar. Während Buber (1878–1965) weit über seine öffentlich äußerst wirksame Frühzeit hinaus die „Erlebnis-Mystik“ des Chassidismus vertritt, das rabbinische Judentum und die Kultur der Diaspora verneint, schlägt sich Scholem (1897–1982) schon in jungen Jahren auf die Seite des Zionismus. Er verläßt Berlin schon 1923 und wandert in das damalige Palästina aus. Es ist spannend zu verfolgen, wie sich diese Entwicklung vollzieht, in welchem Ausmaß Scholem, Buber entschieden widersprechend, ein Exponent der „Wissenschaft des Judentums“ wird. Im Zentrum der Untersuchung steht dann das Verhältnis von Mystik und Mythos und anschließend die Chassidismus-Kontroverse. An der Hebräischen Universität Jerusalem wird Scholem zum Begründer der Erforschung der Kabbala, der jüdischen Mystik, und zwar durch das Stahlbad philologisch, historisch-kritischer Beweisführung, die sich jedem mystischen Überschwang versagt. Buber rückte zwar später von seiner auch stark von der Lebensphilosophie beeinflussten Esoterik ab und wurde zum Anwalt des Ich-Du-Dialogs. Er verkörperte den Typus eines religiösen Existenzialisten, dessen Wirksamkeit nach 1945 vor allem außerhalb des Judentums in der Geistesform eines „Hebräischen Humanismus“ zu finden war. Diese Studie könnte dazu beitragen, die modische Tendenz, das Dasein bis in den religiösen Bereich zu einem „Erlebnispark“ umzufunktionieren, durch gedankliche Anstrengung zu korrigieren.

W. S.